Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 60 (1993)

Artikel: Die karolingische Schriftreform, ein Problem der Kulturgeschichte
Autor: Schwarz, Dietrich W.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378973

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4

Die karolingische Schriftreform, ein Problem der Kulturgeschichte*

Nach den Worten Jacob Burckhardts steht an der Spitze aller Kultur ein geistiges Wunder: die Sprachen, deren Ursprung in der menschlichen Seele liegt.

Ein zweites geistiges Wunder müssen wir die Schöpfung von Schriften nennen, welche es erst möglich machte, den sprachlich formulierten Gedanken festzuhalten und ihm über Generationen und Epochen hinweg Lebensdauer zu verschaffen. Denn dies war die Vorbedingung für jedes höhere menschliche Leben.

Wenn die Sprachen die unmittelbarsten, höchst spezifischen Offenbarungen des Geistes der Völker sind, ihr ideales Bild, das dauerhafteste Material, in welchem die Menschen die Substanz ihres höheren Lebens niederlegen (Burckhardt), so nimmt die Philologie unter den Geisteswissenschaften einen entsprechend hervorragenden Rang ein. Aber auch die richtig verstandene Paläographie, welche die Schrift als kulturelles Phänomen betrachtet, darf einen Platz in diesen Reihen beanspruchen. Ja, den Anfängen einer Schrift nachzuspüren oder eine bisher nicht lesbare zu entziffern gehört mit zu den spannendsten, auch schwierigsten Aufgaben der Kulturwissenschaft.

Die lateinische Paläographie des Mittelalters ist als Tochter der Geschichtsforschung, insbesondere der Diplomatik herangewachsen und hat es mit bekannten und meist gut lesbaren Schriften zu tun. Um so mehr darf sie sich nicht im Lesen der Schriftdenkmäler, im Bestimmen von Herkunft und Ursprungszeit einer Handschrift, im Feststellen von Skriptorien und ihren Zusammenhängen, in Mithilfe bei Textwiederherstellung und Verbesserung durch die Philologen erschöpfen – obschon dies alles wichtige, nicht zu unterschätzende Aufgaben sind –, sondern die Betrachtung der Schrift als Ausdruck einer Zeit, eines Ortes, einer sozialen Schicht, eines Landes, eines Volkes, als unmittelbarste Quelle zur Erkenntnis geschichtlicher Persönlichkeiten wird noch mehr als bisher für die Geschichtswissenschaft zu aktivieren sein.

Es könnte, um diese in der Schriftgeschichte noch nicht berücksichtigten Aspekte anzudeuten, auf den Übergang von der individuellen Handschrift zur mechanischen Schrift der neuesten Zeit hingewiesen und die heutige Maschi-

* Die hier vorgelegten Gedanken decken sich weitgehend mit meiner Antrittsrede als Privatdozent an der Universität Zürich vom 13. Mai 1944.

nenschrift als Ausdruck der das ganze Leben erfassenden Technisierung der modernen Kultur gewertet werden.

Beschränken wir uns aber auf das Phänomen der Handschrift, der in unseren Tagen besonders von seiten der Psychologie spezielle Aufmerksamkeit gewidmet wird. Was man von der Graphologie als Wissenschaft auch halten mag, so kann doch, bei allen Vorbehalten, nicht bestritten werden, dass sie das Gefühl für sorgfältige Schriftuntersuchung in weiteren Kreisen geweckt, das Auge für genaueste Beobachtung der Schriftzüge geschärft und der Terminologie nützliche Anregungen geliefert hat. Und von der Zusammenarbeit des Paläographen mit gewissenhaften Graphologen dürfte man sich zur Aufhellung der psychischen Struktur sowohl individueller wie kollektiver historischer Grössen anregende Aufschlüsse versprechen. Es wird überhaupt einmal das Problem in Angriff zu nehmen sein, nicht nur die Handschrift des Einzelmenschen, sondern diejenige von Generationen und Epochen zu analysieren und für die Geistesgeschichte auszuwerten.

Die Grundlage der Paläographie ist naturgemäss – wie überhaupt jeder geschichtlichen Arbeit – die Kenntnis der Quellen. Noch wartet aber reiches Material auf seine Erschliessung. Hie und da werden Schriftdenkmäler neu aufgefunden, vor allem immer wieder Fragmente – ich erinnere nur an die systematische Untersuchung von alten Einbänden, vorgenommen in jüngster Zeit beispielsweise an den Beständen des Staatsarchivs und der Zentralbibliothek Zürich, wo wertvolle Bruchstücke ans Tageslicht kamen. Und wenn nun in diesen Tagen die Handschriften vom Katakombendasein, in das sie der zweite Weltkrieg gezwungen hatte, wieder erstehen, wird es geboten sein, ihre Kenntnis mit Hilfe von Reproduktionen zu erweitern. Zu jedem guten Handschriftenkatalog und Archivverzeichnis wird in Zukunft auch ein Tafelband mit ausreichenden Facsimilia der wichtigsten darin verzeichneten Handschriften gehören müssen.

An dieser Stelle möchte ich nun versuchen, an dem Problem der karolingischen Schriftreform aufzuzeigen, wie die Paläographie für kulturgeschichtliche Zusammenhänge herangezogen werden könnte. Gleichzeitig muss sich dabei auch ein kurzer Überblick über den Stand der paläographischen Forschung in dieser speziellen Frage ergeben.

In dem reichen Erbgut der Antike repräsentiert die lateinische Schrift in ihren verschiedenen Ausprägungen, die sich je nach Schreibmaterialien und Verwendungsart gebildet hatten, einen der wesentlichen Aktivposten. Es sind vor allem die Kapitale, uns aus den Inschriften des Altertums aber auch wiederum der Renaissance und des Klassizismus vertraut, dann die Unziale mit ihren gerundeten Formen als die gegebene Bücherschrift und endlich die Kursive und die Halbkursive als «Umgangsschriften» – wie ich sie nach dem Vorbild der Um-

gangssprache nennen möchte –, welche als Ausgangsstoffe für die Fort- und Neubildungen dienten. Besonders die Kursiven lieferten den in den römischen Kulturraum einziehenden barbarischen Völkern die wichtigsten Materialien, aus denen sie dann die ihnen gemässen «Schriftarten» entwickelten. Damit beginnt die Minuskelschrift ihren Siegeszug, wogegen die Majuskeln mehr nur noch in Zierschriften oder in capite verborum vel nominum weiterleben. Hie und da können sich auch Übergangsformen ergeben, die der Paläograph vor allem danach zuordnet, ob alle Buchstaben durch zwei parallele Linien gegen oben und unten zu begrenzen sind (Majuskeln), mit andern Worten, ob jeder einzelne Buchstabe die gleiche Höhe wie die übrigen besitzt, oder ob die Buchstabenformen nur durch ein Vierliniensystem umschrieben werden können: der Buchstabenkörper durch die beiden mittleren Linien, die Oberlängen durch die oberste, die Unterlängen durch die unterste Linie.

Es waren gewiss nicht rational erfasste Gründe, sondern die Empirie, welche den Ausschlag zu Gunsten der Minuskelschrift gab; muss es sich doch gezeigt haben, dass bei einem Grundstock von Zeichen mit Unter- und Oberlängen und beim Zusammenspiel von Minuskeln und Majuskeln nur bei Satzanfängen und Eigennamen ein weit reicheres und differenzierteres Schriftbild resultiert, bei dem die einzelnen Wörter ein auf den ersten Blick viel typischeres Aussehen gewinnen, als wenn ein Wort aus lauter gleich hohen Buchstaben zusammengesetzt ist. Die Beobachtung liefert dafür einen Beweis: so wenn etwa ein Gymnasiast, welcher griechische Druckschrift ganz ordentlich prima vista liest, bei einem Text in Kapitalschrift zu stocken beginnt und mehr Fehllesungen als vorher gibt; dafür sind nicht nur geringere Vertrautheit, sondern eben die weniger typischen Wortbilder verantwortlich. Deshalb wurde schliesslich auch die Minuskel von den Druckern übernommen und beherrscht heute noch das ganze Schriftwesen.

Auf Grund der römischen kursiven, aber regularisierten Minuskel entwikkelten sich im Abendland, vorwiegend während des 6. und 7. Jahrhunderts sehr unterschiedliche Schriftarten. Diese Schriftschöpfungen stehen immer im Zusammenhang mit einem bedeutenderen geistlichen Zentrum wie Bischofssitz und Kloster. Seit dem 17. Jahrhundert strebte man danach, diese Schriftarten, welche man in den alten Codices wieder neu kennen lernte, zu gruppieren und ihre Entstehung zu erklären. Wenn man damals für die einzelnen sich bildenden Nationen entsprechende, mehr oder weniger einheitliche Schriften angenommen hat, bedeutet dies eine Vereinfachung, welche dem damaligen Stand historischer Erkenntnis entsprach. Je eingehender sich die Paläographie mit den einzelnen Schriftdenkmälern abgegeben hat, um so mehr lockerte sich jedoch das Bild von den «Nationalschriften» auf. Schriftgenealogien, welche man aufgestellt hatte, fielen dahin; typische Merkmale, welche man genau lokalisiert

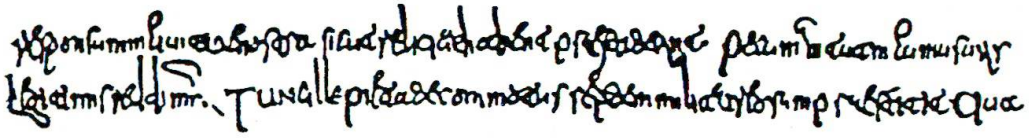
zu haben glaubte, erwiesen sich als zufällig und traten an Orten auf, wo sie nie erwartet worden waren. Die bisher übliche und letztlich auf den Pionier der Diplomatik und Paläographie Dom Jean Mabillon zurückgehende Einteilung in die italienische, westgotische, irische und angelsächsische, merowingische oder fränkische, burgundische, alamannische und rätische Schrift – innerhalb derer dann wiederum verschiedene Zentren zu erkennen waren –, mag vorläufig als Arbeitshypothese weiterbestehen: als Mittel, eine Gliederung in die verwirrende Fülle der Erscheinungen zu bringen. Daneben stellt sich heute aber der paläographischen Forschung bei jedem zu untersuchenden Objekt vor allem die Frage nach der engeren Schriftheimat, die auf Grund zahlreicher Kriterien (Buchstabenformen, -verbindungen, Duktus, Abkürzungen usw.) und mit Hilfe eines möglichst umfassenden Vergleichsmaterials und eingehender Textanalysen festgestellt wird. Besonders angelsächsische Gelehrte leisten seit einiger Zeit in ihren Studien auf diesem Gebiete Musterhaftes. Ist einmal in systematischer Weise eine Handschriftenstatistik aufgebaut – was wohl die Forscher noch für längere Zeit mit Arbeit zu versehen vermag –, wird erneut das Problem der grösseren Gruppierungen, der Beeinflussung der Schrift durch die Nationalsprachen, durch das sich bildende Volkstum angepackt werden müssen. Die Verwendung des Begriffs «Nationalschriften» sollte deshalb immer unter den gebührenden Vorbehalten erfolgen.

Auf jeden Fall können wir aber aussagen, dass die Schreiber des 7. und 8. Jahrhunderts in Westeuropa zwar stark voneinander abweichende Schriften verwendeten, letztere aber gleichzeitig ähnliche Entwicklungstendenzen aufwiesen. Gemeinsam ist ihnen, dass die Worttrennung nicht durchgeführt ist, eine korrekte Interpunktion fehlt und damit die Lesbarkeit wesentlich vermindert erscheint. Die Unübersichtlichkeit rührt auch ganz besonders von der Verwendung zahlreicher Ligaturen her, einem Erbe der römischen Kursive, das aus praktischen Gründen, zur Zeit und Raumersparnis übernommen worden war. Manche dieser Schriften verkörpern einen Kompromiss zwischen den Forderungen nach raschem und sparsamem Schreiben einerseits und nach ästhetisch befriedigender und leicht lesbarer Gestaltung anderseits. Die Schrift steht eben unter der ewigen Spannung: Kalligraphie oder Tachy- beziehungsweise Stenographie.

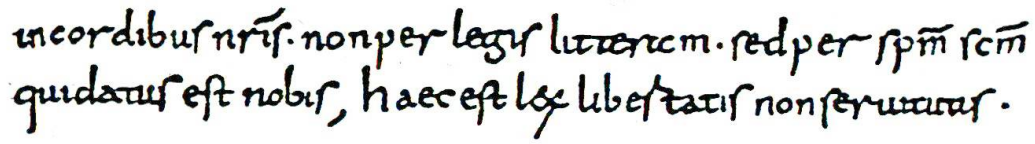
Gegenüber den Zuständen der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts machte sich im Verlauf der allgemeinen kulturellen Entfaltung das Bedürfnis nach Schriftreform geltend. Bessere Lesbarkeit und eine Formengebung, welche dem neuen Schönheitsgefühl gerecht werden konnte, waren wohl die wesentlichen, nicht ausgesprochenen, aber allgemein empfundenen Postulate. In ihrer Erfüllung entwickelten sich zunächst an verschiedenen Schreibzentren die sogenannten vorkarolingischen Minuskelschriften, welche den Hang zur Regularisierung in

sich tragen. In ihrer konsequentesten Durchführung wurden sie zur karolingischen Minuskel.

Den Charakter der neuen Schrift erkennen wir am besten an einer schematischen Gegenüberstellung. Unsere beiden Figuren zeigen je zwei Zeilen, a) in merowingischer, b) in karolingischer Minuskel.



a) Merowingische Minuskel. Vor-Corbietyp
(Paris, Bibliothèque Nationale, ms. lat. 17655, folio 43 r° – Gregor von Tours, Historia Francorum. Aus dem Kloster Corbie.) Nach Album paléographique, Paris 1887, Tf. 12



b) Karolingische Minuskel
(Lyon, Bibliothèque no. 524 du catalogue de Delandine, folio 43 – S. Augustinus, De gratia. Von Erzbischof Leidrad [798–814] der Kathedrale geschenkt.)
Nach Album paléographique, Tf. 19

Der Vergleich der beiden Schriften führt zu einer Reihe von Beobachtungen, welche hier schlagwortartig einander gegenübergestellt seien (wobei dieser Vergleich natürlich auf einer sehr viel breiteren Basis ruht!).

Merowingisch	*Karolingisch*
barbaries linguae	korrektes Latein
(hier wenig in Erscheinung tretend)	
indistinkte Schreibweise	Worttrennung
zahlreiche Ligaturen	Ligaturen selten
zahlreiche Kürzungen	Reduktion der Kürzungen
(an diesem Beispiel relativ spärlich)	
unregelmässige Aneinanderreihung und Stellung der Buchstaben	Genaue Beachtung des Vierlinien-systems
Grösse der Buchstaben stark wechselnd	gleiche Grösse der Buchstaben

Gesamteindruck

roh, gewalttätig, ursprünglich, ornamental-kompliziert	ausgewogen, geglättet, gesetzmässig, entwickelt, einfach

Dieser Vergleich könnte nun wohl noch sehr weit ausgedehnt werden; es soll hier nicht geschehen, sondern nochmals auf die beiden formelhaften Beispiele

und deren Gesamteindruck verwiesen werden; dort zeigt sich optisch klar und einfach, was sonst nur in vielen Worten zu fassen wäre. Natürlich spielt das Gefühlsmässige bei der Auswertung eine grosse Rolle; bleiben wir uns dessen bewusst, kann daraus kein Schaden entstehen.

Es ist begreiflich, dass schon vor längerer Zeit die Frage nach dem Ursprung der karolingischen Minuskel erhoben wurde. Bei einer vereinfachenden Betrachtung von Welt und Menschheit wurde und wird immer wieder versucht, eine bedeutende, kulturelle Leistung auf das Wirken einer bestimmten, historisch fassbaren Persönlichkeit zurückzuführen. So war es auch in der Paläographie. Und was lag näher, als an die imposante, anregende, initiative Persönlichkeit Karls des Grossen anzuknüpfen, zumal die ersten, die neue Schrift aufweisenden Codices aus dem dritten Viertel des 8. Jahrhunderts stammen? Berichtet doch Karls Biograph Einhard vom Interesse des Kaisers für die Schrift und wie er sich noch in vorgerücktem Alter um deren Erlernung bemühte. Die Urheber der karolingischen Minuskel sollten danach in der engsten Umgebung Karls zu finden sein.

Als man aber die Codices nach ihrem Entstehungsort genauer prüfte, zeigte sich, dass die frühesten Repräsentanten der neuen Minuskel nicht am Hofe selbst entstanden sind, sondern in stabilen kirchlichen Schreibstuben. Trotz dem geistig hochstehenden Hofkreis war es bei genauerem Zusehen ja auch nicht sehr wahrscheinlich, dass an einem Hofe, der selten während längerer Zeit am gleichen Ort weilte und an dem häufiger Personenwechsel stattfand, sich eine Schrift ungehemmt hätte entwickeln können. Um die Verbindung mit Karl dennoch aufrecht zu erhalten, wies Léopold Delisle, als Direktor der französischen Nationalbibliothek einer der hervorragendsten Handschriftenkenner nicht nur seiner Zeit und seines Landes, auf das Kloster Saint Martin in Tours hin, dessen Abt ja der gelegentlich als Kultusminister Karls des Grossen bezeichnete Angelsachse Alkvin war. Unter Alkvins persönlichem Einfluss, unter Mitwirkung anderer, mit ihm von der britischen Insel nach Tours gelangter Kleriker habe sich die Formwerdung der karolingischen Minuskel vollzogen.

Ungefähr gleichzeitig sprach Theodor von Sickel – zur Stützung seiner These vom Alter des Liber Diurnus – Rom selbst als Heimat der regularisierten Minuskel an. Allein gegenüber dieser Anschauung, der sich einige Italiener eifrig anschlossen, machte Ludwig Traube – wohl der um die Hebung der Paläographie verdienteste deutsche Gelehrte – darauf aufmerksam, die kulturelle Situation Roms im 8. Jahrhundert sei derart gewesen, dass von dort niemals eine solch bedeutende Leistung ihren Ausgang habe nehmen können. Gegenüber anderen Ländern habe gerade Italien besonders lange an stark kursiver Richtung festgehalten. Zudem habe in der Nähe Roms die Beneventanische Schrift geblüht, die sich sogar zeitweise Rom selbst eroberte, und die sich in

Unteritalien bis ins 13. Jahrhundert hielt. Und schliesslich sei die kulturelle Beeinflussung in der Richtung Frankreich–Italien wesentlich stärker gewesen als umgekehrt. Allerdings räumte Traube die Ausbildung einer Viertelsunziale in Oberitalien ein, die vielleicht Anregungen an die mittelfranzösischen Klöster sandte. Aber als wichtigste Entstehungsstätten betrachtete er doch die fränkischen Benediktinerklöster an der Loire: Tours, Fleury und Micy bei Orléans. Dagegen und für Rom setzten sich allerdings verschiedene italienische Forscher eifrig zur Wehr. Ist es doch so, dass sich auch an paläographischen Fragen die nationalen Leidenschaften entzünden können. Es zeigt sich auch hierin die starke Verhaftung alles dessen, was dem Bereich von Sprache und Schrift angehört, mit dem Nationalgefühl.

Philippe Lauer – der Nachfolger Delisles – hat dann vor rund 20 Jahren auf das Skriptorium des Klosters Corbie an der Somme hingewiesen, wo in den Jahren zwischen 770 und 780 die Bibel des Abtes Maurdramnus geschrieben wurde, welche als erste datierte Repräsentantin der karolingischen Minuskel zu gelten hat. Lauers sorgfältige Untersuchung der sogenannten Übergangsschriften ist heute noch musterhaft, seine Warnung davor, alle nicht genauer zu bestimmenden Schriftarten jener Vorbereitungszeit als «präkarolingische Minuskeln» zu bezeichnen, sehr zu beherzigen. Die Priorität Corbies ist allerdings auch durch die zeitlich fixierte Maurdramnus-Bibel nicht endgültig gesichert.

Denn ungefähr gleichzeitig bezeichnete Alfred Hessel das Vogesenkloster Luxeuil als Wiege der karolingischen Minuskel und glaubte, schon in den zu Ende des 7. Jahrhunderts geschriebenen Codices Ansätze der Schriftreform zu entdecken. Diese hätten sich dann in der burgundischen Schriftprovinz ausgewirkt und von dort her auf die Hofminuskel.

Schliesslich unterzog Luigi Schiaparelli den berühmten Codex 490 der Kapitelsbibliothek von Lucca erneuter Untersuchung und fand darin neben verschiedenen älteren Schriftarten auch schon eine weiter fortgeschrittene Minuskel, als Resultat einer doppelten Tendenz: einerseits der Kursive, unter Beeinflussung durch Unziale und Halbunziale zu einer Bücherschrift zu werden und anderseits der Unziale und ihrer Derivate, Beweglichkeit zu gewinnen und sich der Kursive zu nähern. Für die Vorstadien der karolingischen Minuskel hat er mit Recht genauere Benennungen gefordert als die vagen Bezeichnungen einer «Präkarolina» oder einer «Übergangsschrift», nämlich eine zusätzliche Kennzeichnung ihrer Herkunft von der Unziale, Halbunziale oder Kursive.

Durch Harold Steinackers Beitrag zur Festschrift für Kardinal Ehrle erfuhr die Rolle Roms in der Ausbildung der Minuskel im Anschluss an den Fragenkomplex des Liber Diurnus wiederum eine neue Beleuchtung. Steinacker stellte gegenüber Traube die These auf, dass die literarische Kultur in Rom während des 8. Jahrhunderts nicht geringer gewesen sei als etwa im Frankenreich, son-

dern dass im Gegenteil Rom stets Zentrum des Büchermarktes geblieben sei. Ferner machte er geltend, dass die Schriftentwicklung nicht zu stark nach literarischen Texten zu beurteilen sei, sondern nach der praktischen Zwecken dienenden schriftlichen Produktion; nur sei dieses Schriftgut eben viel mehr der Vernichtung anheimgefallen als die kostbaren literarischen oder liturgischen Codices. Ist diese letztere Beobachtung zweifellos richtig, glaube ich doch im Gegensatz zu Steinacker, dass solche «Umgangsschriften» in geringem Ausmass Einfluss auf die Ausbildung der Minuskel hatten. Dass aber die päpstliche Kanzlei, deren Beruf recht eigentlich Schreiben war, und die eine erstaunliche Kontinuität aufweist, sich an der Regularisierung der Minuskel auch beteiligte, ist wahrscheinlich, wenn wir auch heute den Liber Diurnus weniger als eine, in der Kanzlei täglich verwendete Formelsammlung betrachten, sondern darin eher ein Lehrbuch für die Ausbildung der zukünftigen Kanzleibeamten erblicken. Die karolingische Minuskel scheint durch den von Dagulf im Auftrag Karls des Grossen für Papst Hadrian I. an der Hofschule geschriebenen Goldenen Psalter in Rom bekannt geworden zu sein. Etwas völlig Neues kann diese Schrift nicht bedeutet haben, da sie nach kürzester Zeit für den Liber Diurnus Anwendung fand. Die Bereitschaft zu ihrer Annahme war eben in der Ewigen Stadt schon vorhanden.

Als Summe der verschiedensten Lehrmeinungen, welche in diesem kurzen Abriss der Ansichten bedeutendster Paläographen aus drei Generationen und Nationen vorgeführt wurden, lässt sich wohl dies festhalten: die Entstehung der karolingischen Minuskel lässt sich nicht mehr auf ein Schriftzentrum zurückführen. An Stelle der älteren monogenetischen Auffassung hat somit eine polygenetische zu treten (Steinacker), wonach sich an verschiedenen Stätten des fränkischen Reichs und Italiens regularisierte Minuskeln entwickelt hatten, welche sich in ihrem Charakter schon recht nahe kamen. Und als dann vom Hofe des siegreichen fränkischen Herrschers aus einer dieser Typen, sei er nun letztlich in Corbie, Luxeuil, an der Schola Palatina oder anderswo ausgebildet worden, in dem gewaltigen Machtbereich des karolingischen Reichs verbreitet wurde, hat dieser die andern, schon vorhandenen, abgelöst oder absorbiert. Eine völlige Uniformität gab es jedoch glücklicherweise nicht, denn beim Fehlen mechanischer Vervielfältigungen blieben überall kleine Eigentümlichkeiten erhalten, Spuren menschlicher Individualitäten, wenn sie auch heute nur schwer zu erkennen sind.

Dieser Lauf der Entwicklung könnte mit einem Gleichnis verdeutlicht werden, durch eine Parallele zu ebenfalls einer Reform, und zwar einer der bedeutendsten auf geistig religiösem Gebiet: ich meine die Reformation. Bei allem Respekt vor den Proportionen sei das Gleichnis hier doch gewagt, weil es eben doch treffend scheint.

Wie im Mittelalter schon an verschiedenen Orten sich Reformideen äusserten, wie sich dann im 15. Jahrhundert eine allgemeine Bereitschaft zur Erneuerung und Verbesserung manifestierte, wie eine Bewegung endlich zum Ausbruch gelangte unter der Führung bedeutender Geister, die endlich zum Ausdruck brachten, was schon lange und allerorts vorhanden war, und wie schliesslich das politische Element zur Entscheidung und zum Durchbruch massgebend beitrug, so bildete sich schon in den Schriften des 7. und 8. Jahrhunderts die Tendenz zur Regularisierung, zu grösserer Klarheit und Lesbarkeit, so wurden an manchen Orten Verbesserungen angestrebt und damit Bereitschaft zu Reformen gezeigt, so übernahmen einige Schreibstuben die Führung und schufen etwas Neues, das den allgemein vorhandenen Bedürfnissen entgegenkam, und so wurden endlich die karolingische Reichsschöpfung und der Wiederaufbau einer okzidentalen Einheit für den Durchbruch der erneuerten Schrift entscheidend.

Noch ein Wort sei im Anschluss an die vorher in aller Kürze geschilderten Thesen der Paläographen gestattet. Es ist der Wunsch nach einer den Kultursprachen gemeinsamen Terminologie auf dem Gebiete unserer Wissenschaft, als deren Grundlage naturgemäss am ehesten die lateinische Sprache dienen könnte. Es wird Sache der hoffentlich nach Überwindung der Nachkriegsschwierigkeiten bald wieder einsetzenden internationalen Zusammenarbeit sein, gleichzeitig Übereinstimmung in den Bezeichnungen der Schriftelemente wie einzelner Schriftarten zu erzielen, aber auch die wissenschaftliche Erschliessung der aus der Katastrophe des zweiten Weltkriegs geretteten Handschriftenbestände zu organisieren. Dass die jüngste Entwicklung der Photographie und der Reproduktionstechniken dabei stark ins Gewicht fallen wird, liegt auf der Hand.

*

Inwiefern ist nun aber das Aufkommen einer verbesserten, normalisierten Schrift ein Problem der Kulturgeschichte? Die Analyse der merowingischen Minuskel hat uns schon eine rohe Unbekümmertheit gezeigt, aber auch, wenn man auf das Ganze blickt, eine charaktervolle Haltung, welche nichts vortäuschen will, sondern zum eigenen Wesen steht. Es ist die Schrift eines primitiven Volkes, das die Anregungen, die ihm aus altem Kulturleben zuströmen, eifrig übernimmt und unbeschwert von Traditionen dem eigenen Sein anpasst. Die Frage, ob und wie sich dabei neben dem fränkischen Element auch das gallokeltische, welches für das Ornament und das Graphische so hohe Begabung besitzt, auswirkte, ist kaum gestellt, geschweige denn beantwortet worden.

Von der Volkswerdung in den verschiedenen politischen Gebilden des Frühmittelalters vermitteln die Erzeugnisse der einzelnen Skriptorien jedenfalls

einen optisch leicht fassbaren Eindruck. Wie das klassische Latein stärksten Veränderungen unterworfen wurde, so wandelten sich auch die antiken Schriftarten in einer ihren neuen Schreibern nun gemässen Weise.

Die eingehendere Bekanntschaft mit der Antike und ihrem für das Mittelalter wichtigsten Erbstück, dem Christentum, zog in der geistigen Struktur der Franken und Langobarden, der Westgoten, der Iren, Angelsachsen und der deutschen Stämme im 6., 7. und 8. Jahrhundert tiefgreifende Veränderungen nach sich. Es ist die Bereitschaft zu erkennen, sich einer geistigen Zucht zu unterwerfen, antike Formen nachzuahmen, es offenbart sich Ehrgeiz, die Leistungen der Alten wieder zu erreichen und eine Kontinuität zu etablieren. Auf die Zerreissung der römischen Einheit, welche sich beim Einzug der germanischen Völker nach Mittel-, West- und Südeuropa ergeben hatte, folgte ein Wiederanknüpfen der Beziehungen innerhalb des Abendlandes, wobei vor allem die unter einheitlicher Leitung stehende Kirche als verbindendes Element wirkte. Sie vermittelte die heiligen Schriften, die liturgischen Bücher, die Werke der Kirchenväter und Theologen und die Rechtsaufzeichnungen. Die Missionsgeschichte verzeichnet an Spuren der Tätigkeit der Mönche von irischen und britischen Inseln neben den Klostergründungen auch die insularen Einflüsse auf die Lokalschriften (etwa in St. Gallen, Bobbio, Luxeuil, Fulda, Péronne).

Diese Entwicklung, welche eine Erweiterung des Horizontes mit sich brachte, beschleunigte und akzentuierte sich in besonderem Masse durch die Wirksamkeit Karls des Grossen und der um ihn versammelten Männer, die von den britischen Inseln, aus Spanien, Italien, aus den fränkischen Reichsteilen stammten. Wir können in diesem Zusammenhang nur einen kleinen Ausschnitt aus dieser kulturellen Leistung betrachten.

Die Reformen der fränkischen Reichskirche riefen nach starker Vermehrung der kirchlichen Bücher, deren sorgfältige Herstellung eingeschärft wurde. Ein Capitulare verlangt: «Si opus est evangelium, psalterium et missale scribere, perfectae aetatis homines scribant cum omni diligentia.» Waren vorher Bücher vor allem aus Rom und England bezogen worden – Alkvin hatte bei seiner Ankunft in Tours gegenüber seiner heimatlichen Domschule von York einen erschreckenden Mangel an Literatur festgestellt –, sollten sie nun im Lande selbst geschrieben werden. Und die auf den grossen Reichskonzilien zusammentreffenden Kleriker werden sich gewiss die neuen Erzeugnisse ihrer Schreibstuben vorgewiesen und dadurch gegenseitig angeregt haben.

Die Verbesserungen auf sprachlichem Gebiet drücken sich in vermehrter Pflege der lateinischen Grammatik aus, in der Niederschrift grammatikalischer Abhandlungen und Lehrbücher. Karl der Grosse, der fliessend lateinisch diktieren (wenn auch nicht selbst schreiben) konnte, interessierte sich lebhaft für solche Fragen.

Für das Lebensbild Karls, das sein Vertrauter, Einhard, schrieb, diente Sueton als Vorbild, und der Monachus Sangallensis rühmte, die Franken hätten die alten Athener und Römer wieder erreicht. Alkvin begründete auch im Fränkischen Reich eine selbständige Theologie, welche vorher beinahe nur in seiner Heimat geblüht hatte.

Als Ausdruck dieser ganzen Bewegung – welche hier nur durch einzelne Stichwörter angedeutet werden konnte – hat auch die karolingische Minuskel zu gelten. Wenn sie auch nicht am Hofe selbst entstanden ist, so wurde sie doch von diesem politischen Zentrum, das sich aber im Lande verlagerte, verbreitet und zu allgemeiner Geltung gebracht. Darin offenbart sich auch die Einwirkung politischer Geschehnisse auf die Schriftentwicklung.

Und schliesslich sei auf Grund der uns durch die Betrachtung der karolingischen Minuskel vermittelten Einsichten auch die etwas modische Bezeichnung «karolingische Renaissance» einer Prüfung unterzogen. Wir erkennen dann, dass hier der Renaissancebegriff nur mit zahlreichen Vorbehalten anzuwenden ist. Denn von einer bewussten oder unbewussten Aufnahme spezifisch antiker Schriften findet sich wenig. Nur in der Epigraphik lässt sich eine Wiederbelebung der Capitale bemerken. – Die Buchgestaltung folgt dagegen ganz neuen Gesetzen. Während in der Antike ein Buch womöglich in ein und derselben Schrift geschrieben wurde, bemüht sich die karolingische Buchkunst, durch verschieden grosse Buchstaben sowie durch verschiedene Schriftarten die Seiten der Codices zu gliedern und möglichst abwechslungsreich zu gestalten. Wenn wir somit an Wiederherstellung des Lateins, Wiederaufnahme antiker literarischer Formen, Ausdehnung der Bildung und Aufleben der Buchproduktion, an das Wiedererscheinen der prächtigen Inschriftenkapitale denken, mag das Wort Renaissance angewendet werden, sonst aber ist es besser zu vermeiden.

Blicken wir nochmals auf die beiden Figuren, in denen merowingische und karolingische Minuskel konfrontiert wurden, tritt uns formelhaft der Unterschied zwischen der merowingischen und karolingischen Kultur entgegen. Einerseits Gregor von Tours mit seiner Geschichte der Franken, anderseits Einhards Karlsvita. Hier krasser merowingischer Wunderglaube, anarchische Zustände, wilde dynastische Kämpfe, dort die neue fränkische Theologie, Organisation eines Staatswesens und Versuch einer umfassenden Rechtsordnung. Hier allerdings ein grosser Reichtum an Erscheinungen, dort Vereinheitlichung und Verlust der Mannigfaltigkeit.

Das karolingische Reich in seiner maximalen Ausdehnung umfasste den grössten Teil des damaligen Abendlandes; es bildete sich wieder – trotz allen Partikularismen – ein okzidentales Gemeinschaftsgefühl. Und gerade solchem Fühlen entspricht auch die Rezeption der karolingischen Minuskel, die dann im Laufe des Hochmittelalters über den Rahmen des alten karolingischen

Reiches hinauswuchs, nach Spanien, wo sie im 12. Jahrhundert die westgotische Schrift endgültig ablöste, nach Irland, England und Schottland, wo sie ebenfalls im 12. Jahrhundert zur Herrschaft gelangte.

Richten wir noch den Blick auf eine berühmte Schreibstätte unserer Heimat, nach dem Kloster St. Gallen, deren Entwicklung dank der ausgezeichneten Handschriftenüberlieferung, dank zahlreichen Untersuchungen weitgehend abgeklärt wurde, und die besonders dank den zwei Bänden Albert Bruckners im Rahmen seiner Scriptoria medii aevi Helvetica auch für diejenigen, die keinen Zugang zu den Originalen besitzen, schaubar geworden ist.

In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts hatte sich eine eigene St. Galler Minuskelschrift ausgebildet, verwandt mit der currätischen einerseits, mit denjenigen anderer alamannischer Skriptorien anderseits. Im 9. Jahrhundert wurde sie durch die Hofminuskel abgelöst: zu einer Zeit, in welcher der Erzkaplan Ludwigs des Frommen, Grimalt, der an der Hofschule und auf der Reichenau seine geistige Formung erfahren hatte, als Abt von St. Gallen zu wirken begann. Die vor allem aus politischen Gründen vollzogene, übrigens glückliche Einsetzung Grimalts hatte sogleich auch ihre Auswirkungen auf dem Gebiete der Schrift. Bemerkenswert ist das Weiterleben einer insularen Schrift neben dieser Minuskel während der Blütezeit St. Gallens, Erzeugnis irischer Mönche des Steinachklosters.

Die Nennung St. Gallens verlangt aber auch einen Hinweis auf ein bisher in diesen Ausführungen vermiedenes Problem: auf den Zusammenhang zwischen Schrift und Buchmalerei. Der ganze Reichtum karolingischer Buchkunst kann natürlich nur unter Berücksichtigung der Buchmalerei ermessen werden. Aus dem Zusammenklang von Schriften, Zeichnungen und Farben bauen sich die einzigartigen Kunstwerke der einzelnen Skriptorien auf; aus ihm gewinnt man letztlich die Kriterien richtiger Bewertung und zutreffender Einordnung. Es sind zwar wenige, welche die paläographische Methode mit kunstwissenschaftlichen Kenntnissen vereinigen und damit zu einer Gesamtbeurteilung gelangen können. Daraus ergibt sich demnach die Forderung nach besserer paläographischer Ausbildung mittelalterlicher Kunsthistoriker, aber auch ernsthafterer kunstwissenschaftlicher Beschäftigung des Paläographen und Historikers. Mit vollem Recht hat einer der tiefsten Kenner mittelalterlicher Kunst, Julius von Schlosser, von seinen Schülern die Absolvierung eines sehr eingehenden paläographisch-diplomatischen Kurses verlangt.

Verfolgen wir noch rasch die ebenfalls recht fesselnden weiteren Schicksale der karolingischen Minuskel. Wir sahen schon, dass diese Schrift bis ins 12. Jahrhundert im Abendland allgemeine Geltung gewonnen hatte – dass somit auch auf diesem Gebiete die Reformtätigkeit Karls des Grossen für Jahrhunderte massgebend blieb. Es zeichnete sich darin aber auch die kulturelle Einheit

der in der römischkatholischen Kirche vereinigten europäischen Völker ab. – Von kompetenter Seite wurde vorgeschlagen, diese Minuskel als *romanische* zu bezeichnen, und in der Tat wäre diese Benennung recht brauchbar; wenn man dabei nicht vergisst, dass es die karolingische Minuskel ist, welche im Laufe der Jahrhunderte gewisse Modifikationen durchmachte, die ihrerseits wieder in Parallele gesetzt werden können zu den Stilwandlungen der bildenden romanischen Kunst.

Eine grosse Wende bringt auch auf dem Gebiete der Schrift die Gotik. Wenn es immer noch nötig sein sollte, gegenüber einer materialistischen Kunstgeschichte, welche die Entstehung der Gotik auf technische Gründe zurückführen wollte, deren geistige Wurzeln aufzuzeigen, könnte dies auch durch den Hinweis auf die Brechung der Minuskel zur gotischen «Fraktur», zur gotischen Minuskel geschehen; nur ein neues Stilgefühl und verändertes Stilwollen – Ausdruck geistigen Strukturwandels – können zu diesem Wechsel geführt haben. In den verschiedenen europäischen Ländern ergaben sich zudem seit dem 12. und 13. Jahrhundert nationale Differenzierungen auch in der Schrift, die ihrerseits aufzeigen, dass eine eben erreichte abendländische Gemeinschaft schon wieder auseinanderzubrechen begann.

Allein, die Geschichte der karolingischen Minuskel ist noch nicht beendet. Als die Humanisten der italienischen Renaissance auf der Suche nach den Überresten des klassischen Altertums auf die Handschriften stiessen, in denen Kleriker des karolingischen Zeitalters die Werke der antiken Autoren in karolingischer Minuskel niedergeschrieben hatten, glaubten sie die Schrift der erlauchten Alten wieder entdeckt zu haben. Sie wurde ihnen zum verpflichtenden Vorbild. Wie die Künstler der Renaissance die antiken Formen, welche ihnen etwa aus dem Forum Romanum, der Domus Aurea oder an wiederentdeckten Skulpturen entgegen traten, begeistert aufnahmen, so haben sich die Gelehrten von der gotischen Kursive ab und der karolingischen Minuskel zugewandt und sie in so vollendeter Weise zur Anwendung gebracht, dass oft erst eine scharfe Untersuchung darüber entscheiden kann, ob wir die Schrift eines Mönches des 9. Jahrhunderts oder eines Humanisten der italienischen Renaissance vor uns haben.

Auch im übrigen Europa verbreitete sich die Humanistenminuskel. Sie gewann eine noch höhere Bedeutung – und dadurch mittelbar die karolingische Minuskel – als nach Erfindung des Buchdrucks die Drucklettern in Italien danach hergestellt wurden. Keine Schrift schien den für das Altertum entflammten Buchdruckern für ihre edle Kunst so geeignet wie die littera antiqua, die Schrift der Antike. Heute noch kann die Antiqua als die vollendetste und ausgewogenste Druckschrift gelten und wurde wegen ihrer Klarheit wohl auch für die Schreibmaschine so weitgehend übernommen.

Und wenn gegenüber den häufig auftretenden Gefahren der Schriftverlotterung zur Schriftbesinnung gerufen wurde, so haben die bedeutendsten Reformer auf diesem Gebiet (wie etwa der Italiener Bodoni, der Engländer Morris oder der Deutsche Koch) immer wieder an der karolingischen Minuskel das graphische Gewissen prüfen und neu aufrichten können.

Bezwecken wir bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit zweierlei: der Wissenschaft an sich zu dienen durch Erweiterung der menschlichen Erkenntnis, aber auch für unsere Gegenwart aus diesen Resultaten Nutzen zu ziehen, so kann man der Paläographie zubilligen, dass sie in beiden Richtungen den an sie gestellten Forderungen gerecht zu werden vermag. Einerseits bietet sie der Geschichtsforschung und Philologie unentbehrliche Handreichungen, vermittelt als selbständige Wissenschaft ein unverfälschtes, sonst oft kaum wahrnehmbares Bild kultureller Entwicklung und wird mittels neuer psychologisch-graphologischer Untersuchungsmethoden den Zugang zur Vergangenheit öffnen, anderseits aber schenkt sie uns Massstab und Anregung für unser eigenes graphisches Schaffen, und schliesslich legt sie – und ich blicke nochmals auf die karolingische Minuskel – dafür tröstliches Zeugnis ab, dass es die grossen kulturellen Leistungen sind, welche die Jahrhunderte überdauern.

Erschienen in: Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, Band 4, 1946, S. 38–54.